

# „Frieden, Glück und eine große Zukunft“

## Schülertexte aus der DDR

„Man kann das Leben so lassen, man muß es nicht verändern“ — so endet ein typischer Text in dem Bändchen „Um 6 Uhr steh ich auf. Kinder aus der DDR erzählen“, das 1980 in der Bundesrepublik, ein Jahr vorher in der DDR erschienen ist<sup>1)</sup>. Der Leser sieht sich in eine heile Welt mit strebsamen, ordnungs- und friedliebenden Kindern versetzt, eine Welt, wo das „Zuhause und die Eltern“ noch das Schönste im Leben und der pflichtbewußte Staatsbürger Leitbild sind. Texte aus vergangener Zeit? Nein, Texte von heute, Texte von Jungen und Mädchen aus dem anderen Teil Deutschlands. Ein Beispiel<sup>2)</sup>: (s. unten).

Wenn man die Klagen so vieler Lehrer und Erzieher über die Schulmüdigkeit unserer Jugendlichen, ihre Unzufriedenheit und schlaffe Interesselosigkeit, ihre resignative Überdrußhaltung in den Ohren hat, mag man fast mit Neid lesen, was hier eine 13jährige über

Schule, Familie, Freizeit und Lebensperspektive sagt. Diese Schülerin hat „eingesehen“, daß „ich nicht für den Lehrer lerne, sondern für mich selbst“. Was wünscht sich der Pädagoge seit der Antike mehr, als zu hören: „Non scholae, sed vitae discimus“? Persönlicher Anspruch und gesellschaftliche Erfordernisse scheinen hier in Einklang zu sein — aber die Übernahme des alten Sprichwortes und die Formulierung „ich habe eingesehen“ verraten, daß in diesem Aufsatz die individuellen Bedürfnisse durch schablonisierte Sprache, durch übernommene Erziehungsmaximen überlagert sind. Die Argumentation ist fast katechetisch: Die Schülerin lernt für sich selbst, weil sie „später einen schönen Beruf ergreifen möchte“, mit dem sie „unserem Staat dienen“ kann — und das heißt: dem Staat helfen, „den Sozialismus und später den Kommunismus aufzubauen“. Das „für mich

selbst“-Lernen erweist sich als Dienst am Staat, als Hilfe beim Aufbau des Kommunismus; diese Schülerin, ein 13jähriges Mädchen, ist in ihren geäußerten Bedürfnissen ganz auf die staatsbürgerliche Rolle ausgerichtet. Bei der Lektüre der anderen Texte im genannten Bändchen stößt man auf die gleichen Argumentationsmuster, die sich, in geradezu erschreckender Monotonie, wiederholen und die Heranwachsenden kaum noch als individuelle Personen in Erscheinung treten lassen.

Nun geht es freilich in dem angesprochenen Textabschnitt um „das Wichtigste“ im Leben, und da mag für Jugendliche die verstandesmäßige Einsicht, die Ausrichtung an dem von den Erziehungsinstanzen Geforderten ausschlaggebend sein. Vom „Schönsten“ handelt der folgende Abschnitt; da müßte eher subjektiv Authentisches zu erwarten sein:

Am meisten ärgert mich, wenn ein Mensch angibt. Manche Menschen reden gut, aber wenn es an die Praxis geht, tun sie nichts. Unordentliche Menschen kann ich nicht leiden. Manchmal sehe ich, daß sich ein größerer Junge an einen kleineren Jungen heranwagt. Ich kann dagegen nicht viel tun, aber im Inneren ärgere ich mich sehr darüber. Wenn ein Mensch einen großen Fehler hat, so sage ich ihm dies, damit er den Fehler beseitigen kann. Ich bin manchmal sehr vorlaut, aber wenn ich etwas nicht leiden kann, möchte ich es beseitigen.

Meiner Meinung nach ist die Schule am wichtigsten. Ich habe eingesehen, daß ich nicht für den Lehrer lerne, sondern für mich selbst. Ich erledige meine Hausaufgaben ordentlich und gewissenhaft, weil ich später einen schönen Beruf ergreifen möchte, denn er wird das Wichtigste sein, und ich werde dann unserem Staat dienen. Ich werde dem Staat helfen, den Sozialismus und später den Kommunismus aufzubauen.

Das Schönste ist, mit meinen Eltern zusammen zu sein. In Chile z. B. oder in Vietnam haben viele Kinder ihre Eltern verloren. Ich bin richtig froh, in einem friedlichen Staat leben zu dürfen. Sehr schön war aber auch meine Teilnahme am Fest des Roten Oktober. Die vielen Veranstaltungen wirkten auch auf mich sehr beeindruckend. In meinem Leben gab es bisher so gut wie nichts Trauriges, weil wir ja den Krieg nicht erlebt haben und auch nicht die Kriegsfolgen.

Ich habe sehr vielseitige Interessen. Ich lese sehr gern, mache Handarbeiten, wie z. B. Nähen, Sticken, Häkeln usw. Weiterhin beschäftige ich mich sehr oft mit Tieren. Meine Lieblingstiere sind Pferde. Basteln tue ich

auch sehr gern. Ich sehe sehr gern Fernsehen, am liebsten Märchenfilme. Gemeinsam mit meinem Bruder sammle ich Briefmarken.

Es gibt aber zwei Dinge, vor denen ich mich fürchte. Zuerst fürchte ich mich vor einem Krieg. Ich habe große Angst davor. Ich wünsche nicht, daß es noch einen dritten Weltkrieg gibt. Wir kennen den Krieg nur aus den Erzählungen unserer Eltern und Großeltern. Darum würde ich gegen Krieg und Terror und für die DDR kämpfen. Es ist doch so schön hier, und ich verstehe nicht, warum sich die kapitalistischen Länder so gegen den Sozialismus wenden. Und dann fürchte ich den Tod.

Im allgemeinen verstehe ich mich gut mit meiner Schule, mit meinen Klassenkameraden und auch mit den Lehrern. Nur manchmal sind Lehrer ungerecht. Nur weil ich Gruppenratsvorsitzende bin, werde ich für alles verantwortlich gemacht. Manchmal wird mir meine Arbeit auch zuviel. Dann ist mein Kopf voll, und man wird noch angeschimpft. Dann wundern sich die Lehrer, daß ich manchmal patzig bin.

Gut — ich bin manchmal wirklich sehr unordentlich und vorlaut. Ich arbeite aber strengstens daran, das zu verbessern. Ich packe am Abend meine Mappe, und am Morgen kontrolliere ich sie. Ich müßte allerdings viel selbständiger werden, besonders, wenn es um das Leiten einer Sitzung geht. Dabei hilft mir besonders meine Klassenlehrerin. Meine Eltern sind gut. Sie verstehen meine Probleme und versuchen, mir immer zu helfen. Das Verhältnis zu meinem Bruder ist nicht ganz so gut. Wir zanken uns öfter, aber wir vertragen uns wieder. Am

schönsten ist es, wenn ich mit meinen Eltern am Kaffeetisch sitzen kann und wir uns das Neueste erzählen. Das kommt leider selten vor, denn meine Eltern sind Schichtarbeiter. Beim gemütlichen Zusammensein am Sonntag merkt man so richtig, daß wir eine Familie sind. Ich bin froh, daß ich so gute Eltern habe.

Ich helfe auch regelmäßig älteren Menschen und erledige dort alltägliche Aufgaben. In meiner Klasse habe ich auch eine Lernpatenschaft und helfe bei den Lernzirkeln.

Für mich bedeutet Sozialismus Frieden, Glück und eine große Zukunft. Uns steht der Weg offen. Die Kinder in der BRD wissen nicht einmal, ob sie eine Lehrstelle bekommen oder nicht. Sozialismus — das bedeutet Freundschaft zu den Kindern aus der ganzen Welt. Sozialismus — das bedeutet aber auch kämpfen gegen jeglichen Krieg, Haß, Terror oder gegen die Verfolgung der Rassen. Sozialismus — das bedeutet, daß wir kostenlos in der Schule lernen können.

Ich werde bis zur 8. Klasse an meiner Schule lernen. Dann möchte ich die EOS in Cottbus besuchen. Ich werde einen schönen Beruf erlernen. Einen festen Berufswunsch habe ich aber noch nicht. Ich wünsche mir zwei oder drei Kinder. Ich werde fleißig arbeiten und unserem Staat dienen. Ich werde helfen, den Weg unserer Genossen weiter zu beschreiten. Kurzum, ich stelle mir ein glückliches Leben vor, mit Freunden, aber auch mit harter Arbeit. Ich werde mir eine schöne Wohnung einrichten, ein Auto kaufen, und ich möchte mit meiner Familie viele Reisen machen.

Dagmar Jurischka

13 Jahre

„Das Schönste ist, mit meinen Eltern zusammen zu sein.“ Familienglück als Ziel der Wünsche? Auch diese Aussage wird sofort von der Verfasserin in den Rahmen einer staatspolitischen Argumentation eingespannt: „In Chile z. B. oder in Vietnam haben viele Kinder ihre Eltern verloren. Ich bin richtig froh, in einem friedlichen Staat leben zu dürfen.“ Das Aufgehobensein in der Familie wird hier sprachlich nur als Gegensatz zu der nicht erfahrenen, bloß gelernten Kenntnis von der Situation anderer Kinder ausgedrückt und erscheint überhöht durch das Frohsein darüber, daß man selbst in einem friedlichen Staat leben darf — bis in die Begründung eigenen Empfindens haben sich hier die moralpsychologischen Strategien der Staatspropaganda ausgewirkt. Besonders eklatant wird die Überlagerung des Individuellen durch die angelernte politische Argumentation im letzten Satz des Abschnitts: Im Leben des Mädchens hat es bisher „so gut wie nichts Trauriges“ gegeben, „weil wir ja den Krieg nicht erlebt haben“ — im Friedensstaat darf es keine Traurigkeit geben!

Im übernächsten Absatz kommen die Ängste zur Sprache. Wiederum wird der Krieg genannt. Hier steht nun sogar ausdrücklich, daß die Verfasserin den Krieg, vor dem sie „große Angst“ hat, „nur aus den Erzählungen unserer Eltern und Großeltern“ kennt (selbst diese Formulierung wirkt erlernt und unpersönlich, nicht von „meinen“, sondern von „unseren“ Eltern und Großeltern ist die Rede). Der Gefühlsausdruck bezieht sich also wieder auf einen nicht selbst erlebten Sachverhalt. Ob es sich mit der Angst vor dem Tod ebenso verhält? Sie wird am Ende des Absatzes genannt, aber nicht weiter beschrieben, als wenn dafür die Sprache fehlte — oder ist auch diese Angst nur beigebrachtes Stereotyp?

Als Person wird die Schreiberin faßbar, wo sie von ihrer Unordentlichkeit und ihrem Vorlautsein spricht. Sie weist sich freilich gleich selbst zurecht: „Ich arbeite aber strengstens daran, das zu verbessern.“ Das Aufmüpfige, das bis in den Satzbau hinein sich kurz artikuliert („Gut — ich bin . . .“ — es ist die Stelle, die der Umgangssprache am nächsten ist), wird gleich wieder unter Kontrolle gebracht — wie ja auch die Mappe abends gepackt und morgens kontrolliert wird. Die Abwehr der eigenen Unordentlichkeit erscheint sogar nach außen projiziert: „Unordentliche Menschen kann ich nicht leiden“, lautet der 2. Satz des Textes. „Wenn ein Mensch einen großen Fehler hat“, so wird er von der Schreiberin zurechtgewiesen („so sage ich ihm dies, damit er den Fehler beseitigen kann“). Dieses Zurechtweisen erscheint allerdings selbst als fast ungehöriges Vorlautsein: „Ich bin manchmal sehr vorlaut, aber wenn ich etwas nicht leiden kann, möchte ich es beseitigen.“ Es ziemt sich ja nicht immer, daß ein Kind andere kritisiert und belehrt! Wie wird es später mal sein, wenn Dagmar nicht mehr nur „Gruppenvorsitzende“ ist, sondern z. B. Funktionärin, und sie das Zurechtweisen nicht mehr als ungehörig empfinden muß, weil sie dann ja erwachsen und zur Belehrung legitimiert ist? Ob aus der verordneten Selbstzucht dann ein ständiges Maßregeln der anderen wird, das, von den jetzt noch bestehenden Hemmungen, vom schlechten Gewissen befreit, der dann Erwachsenen jene Befriedigung gibt, die Menschen in autoritären Systemen so oft nötig haben?

Gegen Schluß des Aufsatzes wird die Aufzählung der staatsbürgerlichen Tugenden immer katalogartiger; das Individuelle löst sich voll-

ends im Abstrakt-Allgemeinen auf: „Sozialismus — das bedeutet Freundschaft zu den Kindern aus der ganzen Welt“ — so entpersönlicht ist hier die Freundschaft. „Ich werde fleißig arbeiten und unserem Staat dienen. Ich werde helfen, den Weg unserer Genossen weiter zu beschreiten. Kurzum, ich stelle mir ein glückliches Leben vor . . .“ Ein solches Aufgehen im Dienst am Staat ist also das erwünschte Lebensglück. Was mag als Unausgesprochenes hinter dieser plakativen Sprache noch verborgen sein? Ob die „vielen Reisen“, die ganz am Schluß genannt werden, als versteckter, unbewußter Hinweis gelesen werden können, daß das Bedürfnis nach einer Flucht aus diesem Eingebundensein nicht zu unterdrücken ist?

Wenn unsere Schule etwas dazu beitragen soll, daß der Graben zwischen der DDR und der Bundesrepublik nicht zu einer unüberwindlichen Verstehensbarriere wird, sollten Dokumente von und zu DDR-Jugendlichen Bestandteil von Unterricht werden. Unsere Schüler werden wohl schnell merken, daß solche Aufsätze nicht als Aussage über tatsächliche Lebenseinstellungen, Wünsche und Hoffnungen der Jugendlichen aus der DDR zu lesen sind, sondern als Beispiel für die Sprache, die Jugendlichen in der DDR für das institutionalisierte Aufsatz-Schreiben zur Verfügung gestellt wird. Inwiefern diese Sprache dennoch ein Stück tatsächlichen Bewußtseins spiegelt, wird man als Frage aufwerfen müssen, ohne daß es darauf eine endgültige Antwort gäbe. Man könnte zunächst am Text herausarbeiten lassen, was die Schüler selbst nicht oder anders schreiben würden. Dabei sind einzelne Begriffe und Aussagen zu klären, etwa

- wie in der DDR die Verhältnisse in Chile und Vietnam bewertet werden,
- daß gemäß der Staatsideologie der Sozialismus Vorstufe für den Kommunismus ist,
- daß das „Fest des Roten Oktobers“ die Jubiläumsfeier zu Ehren der Oktoberrevolution ist,
- daß unter „Lernpatenschaft“ die Förderung und Kontrolle eines schlechten Schülers durch Mitschüler zu verstehen ist,
- daß EOS die Erweiterte Oberschule (mit Abitur als Abschluß) ist.

Fruchtbar dürfte es sein, wenn sich dann das Gespräch auf die Wertorientierungen und Zielvorstellungen konzentrierte: Welchen Stellenwert geben unsere Schüler der Schule im Vergleich zu der Schreiberin aus der DDR? Warum erhält die Schule im vorgelegten Text einen so großen Stellenwert? Was stellen wir uns unter einem glücklichen Leben vor? Wie würden wir unser Verhältnis zum Staat umschreiben? Erörtern wird man weiterhin, wie es dazu kommen kann, daß in den beiden Teilen Deutschlands Äußerungen von Heranwachsenden so unterschiedlich sein können.

Als Ergänzung kann der folgende Text aus dem gleichen Bändchen wie der erste eingebracht werden; er ist nicht typisch für die Mehrzahl der darin vereinigten Aufsätze; er zeigt aber, wie die fast formelhafte Nennung der Angst vor dem Tod im ersten Text durch ein authentisches Erlebnis konkret werden kann und wie Erfahrungen jenseits der angelernten Normen für den Prozeß des Heranwachsens bestimmend werden<sup>3)</sup>.

Zeugung und Geburt von Lebewesen als schönstes Erlebnis, Tod als traurigstes werden hier am Beispiel und zugleich in ihrer um-

fassendsten existentiellen Bedeutung zum Ausdruck gebracht: „Seither bin ich erwachsen . . .“ Hier, wo eigene Erlebnisse erzählt werden, tritt die ideologische Sprache zurück — bis hin zu ungeschickten Formulierungen wie „zum Mittagessen waren es schon 5“. So wird man auch im Unterricht Gespräche über Zielvorstellungen und Wertorientierungen, wie sie durch den ersten Text nahegelegt werden, mit konkreten Erfahrungen der Schüler verbinden müssen, um die drohende Stereotypisierung und Abstraktheit des Ausdrucks in die Anschaulichkeit des Erzählten zurückzuholen.

### Meine schönste Geschichte:

Ich war noch im Kindergarten, als sie sich zutrug. Wir hatten zu Hause einen Goldhamster. Es war ein Weibchen. Im Kindergarten hatten wir auch einen Goldhamster, den jedes Wochenende ein anderer mit nach Hause nahm. Nun war ich wieder an der Reihe, und ich freute mich sehr. Als wir ihn dann zu Hause hatten, steckten wir ihn zu unserem Weibchen. Zuerst rührte sich nichts. Aber nach einer Weile stürzte sich das Männchen auf unser Weibchen, und es schaute aus, als ob sie sich beißen würden. Danach setzten wir sie nicht wieder zusammen. Als einige Zeit verstrichen war, kam es uns nach einem Monat so vor, als ob unser Hamster krank wäre. Aber das war nicht der Fall — unser Hamster bekam Junge! Am nächsten Morgen rannte ich schnell zum Aquarium und schaute hinein. Da lagen in einem kleinen Nest 3 Junge, und zum Mittagessen waren es schon 5. Als ich dann am Nachmittag nachschaute, waren es 9 Stück. Ich freute mich riesig darüber . . .

Nun kommt meine traurigste Geschichte. Als ich dann in der 1. Klasse war, wurde mein Hamster langsam lahm. Er kroch kaum noch im Käfig umher und fraß auch kaum. Nach und nach bekam er ein schlimmes Auge. Er war fast blind. Ich war darüber sehr traurig. Am nächsten Tag, als ich aus der Schule kam, lag er ganz still im Käfig und rührte sich nicht. Ich dachte zuerst, er schlief, aber als ich ihn berührte, merkte ich, daß er ganz steif war. Ich begriff erst nicht, was geschehen war, doch dann merkte ich, daß er gestorben war.

Ich brach in Tränen aus und trauerte um ihn. Er tat mir so leid. Ich weinte immer mehr, bis meine Mutter mir versprach, ein anderes Tier anzuschaffen. Aber trotzdem trauerte ich noch weiter um ihn. Am nächsten Tag begrub ich ihn bei uns hinterm Haus. Seither bin ich erwachsen und fürchte mich eigentlich vor nichts mehr. Solche Erlebnisse muß jeder Mensch haben.

Steffen Salzmann  
12 Jahre

Biographische Daten: s. S. 60

### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Katrin Pieper (Hrsg.): Um 6 Uhr steh ich auf. Kinder aus der DDR erzählen. Reinbek bei Hamburg 1980

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 39 ff.

<sup>3)</sup> a. a. O. S. 96 f.